

Claudia Erdheim, claudia.erdheim@aon.at, www.erdheim.at

5.3.2021

*Meiner Seel', wenn ich nochmal stirb, so
vermach' ich alles dem Taubstummeninstitut,
diese Erben können mir doch nix nachreden.*

Johann Nepomuk Nestroy, Der Zerrissene, 2. Akt, 4. Szene

GEDANKEN ÜBER DAS KOMISCHE

Ich möchte keine Theorie des Komischen entwickeln – davon gibt es genug -, sondern nur darüber rasonieren, weil mich das Thema seit meinem 15. Lebensjahr begleitet, vielleicht bewusst seit meiner Entdeckung von Ionesco damals, dessen Stücke im *Theater Experiment*¹ aufgeführt worden sind und über die ich mich schiefgelacht habe. Ich werde mich also nicht um eine Abgrenzung von Humor, Satire, Ironie, Parodie, Witz usw. bemühen, sondern mich einfach nur auf das Komische konzentrieren und versuchen anhand von Beispielen, Komisches auf eine rein subjektive Weise sozusagen zu ergründen. Es sind also sehr persönliche Betrachtungen und die Auswahl der Beispiele ganz subjektiv, die sicher nicht jeder komisch findet. Die seit der Romantik immer noch gängige Inkongruenztheorie, die Inkongruenz für ein notwendiges Merkmal vom Komischem hält, ist meines Erachtens unzureichend. Davon abgesehen stellt sich die Frage, ob Inkongruenz tatsächlich ein notwendiges Merkmal ist. Mir persönlich scheint das Moment der

¹ Das Theater Experiment wurde 1956 in einem alten Kohlenkeller eingerichtet und ist mit 49 Plätzen bis heute das kleinste Wiener Kellertheater. Es war nach dem Krieg **das** avantgardistische Theater.

Überraschung treffender zu sein. Wobei allerdings Inkongruenz immer auch überraschend ist. Andererseits lachen wir, weil wir über etwas Unerwartetes überrascht sind, ohne dass wir uns unbedingt der Inkongruenz bewusst sind. Aber natürlich ist nicht jede Inkongruenz, die Überraschung erzeugt, komisch. Sie ist hinreichende Bedingung für Komisches, aber nicht notwendige. Mir scheint jedoch keine Theorie wirklich aufschlussreich zu sein. Immer wieder bin ich in meinem langen Leben angeeckt, weil ich über etwas gelacht habe, was andere ganz und gar nicht komisch gefunden haben und wegen meines Lachens beleidigt waren. Deshalb interessiert mich besonders, warum jemand etwas komisch findet und jemand anderer nicht. Eo ipso versteht sich, dass zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen und gesellschaftlichen Schichten Verschiedenes für Komisch gehalten wird. Ich meine auch, dass Sinn für Komisches nichts mit Intelligenz zu tun hat und auch nicht vom sozialen Milieu abhängt. Interessant und wichtig ist aber, dass innerhalb derselben kulturellen und gesellschaftlichen Schicht ein und dasselbe manche für komisch oder gar nicht komisch halten.

Ebenso interessiert mich die Fähigkeit, Komisches zu produzieren. Auf letzteres hatte auch Freud keine Antwort. „Bei den witzigen Köpfen sind also besondere Anlagen oder psychische Bedingungen vorzusetzen. Ich fürchte, dass wir es in der Ergründung dieses Themas nicht besonders weit bringen werden.“² Die Frage nach der kreativen Fähigkeit stellt sich natürlich immer, nur eben bei der Schöpfung von Komik in besonderer Weise.

Assoziationen zum Phänomen „Lachen“

² Sigmund Freud, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, 2020, S 153.

Es gibt Menschen, die nie lachen, allenfalls huscht einmal ein Lächeln über ihr Gesicht. Es gibt Menschen, die ununterbrochen lachen, wobei die anderen nicht eigentlich wissen, warum. Es gibt Menschen, die sehr laut lachen. Es gibt ein schallendes, impulsives Lachen auf etwas unerwartet Komisches. So ein Lachen kann ungehörig, vielleicht auch beleidigend sein. Es gibt ein deplatziertes Lachen, ein böses, gemeines, grausames Lachen, ein höhnisches, ein schadenfrohes Lachen. Es gibt aber auch ein unbefangenes heiteres, fröhliches Lachen, ein freudiges, glückliches, strahlendes Lachen, es gibt ein eruptives Lachen, wohl mehr bei jüngeren Menschen. Manche Menschen lachen Tränen. Und manchmal bleibt manchem das Lachen im Hals stecken. Natürlich ist nicht jedes Lachen ein Lachen über Komisches. Und wir lachen auch nicht immer über etwas, das wir komisch finden. Wenn man über die Geburt eines Kindes lacht, weil man glücklich ist, so ist das nicht komisch, auch ein Kind anzulächeln, ist nicht komisch, eine bestandene Prüfung, über die man vor Freude lacht, ist nicht komisch. „Komisch“ hat aber auch die Bedeutung von seltsam. Dann lachen wir natürlich nicht. Ein allen vertrautes Beispiel: „Das Buch habe ich gerade in der Hand gehabt, jetzt ist es weg. Komisch.“

Kinder lachen einfach so. Ohne Grund. Ich gehe die Gasse hinauf, in der ich wohne. Ein Bub von ungefähr fünf Jahren ruft mir vom Balkon ‚hallo‘ zu und lacht sich schief. Kinder lachen, wenn Erwachsene lachen, auch wenn sie nicht verstehen, worüber die Erwachsenen lachen. Sie lachen über ein fliegendes Schwein, sie sagen zur Tante: „Du bist der Opa“ und lachen, sie erfinden Wörter wie „Stinkistinki“ und lachen sich schief.³ Das kann man als eine Entwicklung von Humor ansehen⁴. Sie versteigen sich

³ Siehe: Humorentwicklung: Worüber Kinder lachen. www.familiii.at/humor

⁴ Siehe Helge Andresen, Interaktion, Sprache & Spiel. Zur Funktion des Rollenspiels für die Sprachentwicklung im Vorschulalter, 2002.

ins Absurde: „Klettert ein Käfer in eine Dose und kommt nicht mehr hinaus. Warum? Weil seine Hose zu groß ist“. Sie sind Sprachkünstler: „Was ist orange und geht einen Berg hinauf? Eine Wanderine“. In der Werbung für das Kinderüberraschungsei wird ein etwa vierjähriger Bub gefragt: „Weißt du, was da drinnen ist.“ Woraufhin der Bub wahnsinnig lacht, bis er schließlich unter Lachen ‚nein‘ sagt. Kinder lachen über kleine Unfälle, z. B. wenn jemand hinfällt, wobei das nicht unbedingt Schadenfreude sein muss, sondern einfach komisch. Angeblich lachen über kleine Missgeschicke eher Buben als Mädchen. Kinder lachen durchschnittlich vierhundert Mal am Tag, Erwachsene nur 17 Mal.⁵ In dem Lachyogablog wird die Zahl vierhundert bestritten. Aber es heißt dort: „Mögen die Zahlen auch nicht wissenschaftlich belegt sein, zeigen sie doch Tendenzen auf, die viele von uns wahrnehmen.“⁶ Es scheint so, dass die Erwachsenen das Lachen verlernt haben.

*

Mir scheint es sinnvoll zwischen dem Komischen im Alltag und ästhetisch Komischem zu unterscheiden. Komischem begegnen wir häufig im Alltag, im realen Leben, vorausgesetzt man nimmt es wahr. Andererseits gleichsam in irgendeiner Form von Bearbeitung, nämlich im Witz, im Kabarett (Satire), in der Kunst (z.B. in der Karikatur), in der Literatur (Satire, Komödie). Wenn jemand auf den Hintern fällt, ist das alltagskomisch, ein Sketch von Karl Valentin ist ästhetisch komisch. Dabei zähle ich zu dem Alltagskomischem sowohl Ereignisse als auch sprachliche Äußerungen, die unbeabsichtigt komisch sind, und ebenso

⁵ <https://www.derstandard.at/story/1317019766755/Humor-Tagung-erwachsene-lachen-nur-sechs-minuten-am-tag>

⁶ <https://www.lachlehrerin.de/wahr-oder-falsch-Kinder-lachen-400-bis-400-Mal-am-Tag/>

Äußerungen, die explizit keine ästhetische Absicht haben. Ähnlich wird in dem Tagungsbericht der Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ 1976 mit dem Titel „Das Komische“⁷ zwischen lebensweltlich und fiktional Komischem unterschieden, eine Unterscheidung, die auf Rainer Warning zurück geht. Dem entsprechend möchte ich im ersten Teil das Alltagskomische behandeln und im zweiten Teil anhand ausgewählter literarischer Beispiele ästhetisch Komisches.

I. Das Komische im Alltag

Ich habe möglichst markant erscheinende Beispiele ausgewählt und hoffe, dass der Leser bei der Vielzahl nicht ermüdet. Mir scheint aber jedes Beispiel auf seine Art wichtig.

Oft erkennen Erwachsene Komisches im realen Leben gar nicht mehr als komisch. Natürlich: Ein Dicker neben einem Dünnen ist immer komisch. Für Kinder und Erwachsene gleichermaßen, auch wenn wir so eine Konstellation schon hundert Mal gesehen haben. Es gibt Menschen, die komisch sprechen, abgehackt, maniert, säuselnd, süßlich, streng, herrisch. Manchen fällt es vielleicht gar nicht auf, obwohl eine manierierte Sprechweise sehr komisch sein kann. Ein dicker Mensch kann komisch ausschauen, was aber natürlich nicht zwingend ist. Ein Mann mit einem Riesenbauch in einem ausgeleierte, ein bisschen schmutzigen, verwaschenen T-Shirt und einem ebensolchen Sakko kann komisch ausschauen. Die meisten werden ihn vielleicht unappetitlich finden oder sein Äußeres überhaupt ignorieren, die Wenigsten finden so jemanden komisch. Hinzu kommt natürlich auch, was und wie der Mann redet. Sonderlinge, Eigenbrötler finden wir oft komisch oder auch nicht. Bei mir

⁷ Wolfgang Preisendanz, Rainer Warning, Das Komische, 1976

im Haus wohnt ein alleinstehender Mann in meinem Alter, der Schwierigkeiten hat, die Bewohner zu grüßen. Wenn man ihm im Haus begegnet, versucht er zu entweichen oder murmelt etwas. Wenn man ihm auf der Straße begegnet, geht er schnell auf die andere Straßenseite. Manche sind beleidigt und fragen sich, was sie ihm getan haben. Ich finde ihn einfach komisch. Es ist komisch, wenn eine junge Frau angezogen ist wie eine Oma vor hundert Jahren. Wenn eine steinreiche Frau ausschaut wie aus der Mülltonne entstieg. Wobei zu den beiden letzten Beispielen die meisten nur verwundert oder vielleicht auch entrüstet den Kopf schütteln. Ich finde es komisch, wenn jemand um Mitternacht um den Häuserblock rennt, damit der Blutdruck sinkt, obwohl das durchaus von Erfolg gekrönt sein kann. Komödien und Satiren über Politiker sind uns hinreichend bekannt. Man muss nur genau seine Mitmenschen beobachten. Jeder hat Eigenschaften oder Gewohnheiten, die komisch sind.

Aber nicht alles, was exzentrisch ist, ist komisch. Und nicht nur Exzentrisches ist komisch. Kleine Missgeschicke im Alltag, die wir als komisch empfinden, erleben wir immer wieder. „Man kann auch sagen, dass es eine komische Ur-Erfahrung ist, jemanden auf den Hintern fallen zu sehen“⁸ Jemandem fällt etwas aus der Hand, jemand stolpert, jemand läuft in die falsche Richtung, der „zerstreute Professor“ usw. Die Beispiele aus dem Alltag lassen sich fortsetzen, wobei diese kleinen Missgeschicke keineswegs Schadenfreude hervorrufen müssen.

Im Mai 1990 habe ich von Kiel aus, wo ich damals lebte, einen Ausflug nach Mecklenburg-Vorpommern gemacht. Es gab noch keine Wiedervereinigung, aber schon ziemlich viele Wessis, die den armen

⁸ Berger, S 23

Ossis die „Wahrheit“ bringen wollten. In Stralsund gab es eine Zimmervermittlung, die die besten Zimmer an die verwöhnten Westdeutschen vermittelt haben. Ich bekam ein Zimmer in einem Einfamilienhaus. Am Abend erzählte mir die pommersche Hausfrau, dass jetzt so viele Pakistani in der Stadt seien, die stehlen. Früher habe man die Haustür offenlassen können, aber jetzt! Am nächsten Tag in der Früh ging ich ins Bad, musste aber wieder zurück, weil ich etwas vergessen hatte. Stand die Tür zu meinem Zimmer offen, die Frau kniete am Boden und wühlte mit affenartiger Geschwindigkeit hochkonzentriert in meiner Tasche, ohne mich zu bemerken. Sie stand eindeutig unter Zeitdruck. Die Tasche hatte viele Innenfächer mit Zippverschluss, was ihr offenbar fremd war. Geistesgegenwärtig frage ich: „Was machen Sie da?“ Sie fährt auf: „Ich habe nichts genommen, ich habe nichts genommen.“ Ich packe meine Tasche und geh wieder ins Bad. Dann zum Frühstück in die Küche, wo sich der Tisch vor Marmelade, Honig, Eiern usw. gebogen hat. „Ich nehme kein Geld für das Frühstück, Sie müssen nichts bezahlen!“ in hoher Besorgnis, was mich amüsiert hat. Natürlich war die kniende Frau, die wie ein Maulwurf in meiner Tasche wühlte, komisch, zumal sie sich am Tag zuvor so schrecklich über die stehlenden Pakistani aufgeregt hat. Das ist ein eindeutiger Fall von Inkongruenz. Wieder zurück musste ich feststellen, dass die Wenigsten die Geschichte komisch fanden, sondern empört waren. Ein Staatsanwalt, den ich flüchtig kannte, meinte, ich hätte das unbedingt der Zimmervermittlung melden müssen.

Drei Jahre später hielt ich drei Wochen lang ein Workshop in Tartu ab. Da Wessis in Scharen in den Osten zogen, um denen dort Weisheit und Wahrheit beizubringen, traf ich dort einen deutschen Gastprofessor, der mich einmal einem EU-Beamten vorstellte. Ich hatte in Tallin am Markt ein Foto von Verkäuferinnen in einer Reihe gemacht, die alle denselben Honig in kleinen Mengen anboten, ohne dass es Käufer gab. Ich fand das

komisch und zeigte das Foto dem Professor und dem EU-Beamten. Daraufhin schnauzte mich der Beamte an. Was ich mir einbilde, Österreich sei wirtschaftlich ja auch nicht so weit und sei außerdem noch gar nicht bei der EU. Er machte ein böses Gesicht, stand auf und verschwand grußlos. Ich war völlig perplex. Und auch der Professor war einigermaßen verwundert. Natürlich waren die Verkäuferinnen ein Phänomen der damals höchst prekären wirtschaftlichen Situation. Natürlich war das schlimm, aber trotzdem empfand ich es als komisch. Die Gesellschaft verbietet es im Allgemeinen über bedauerliche Situationen oder Menschen zu lachen, auch wenn sie komisch sind. Der EU-Beamte hat die Honig verkaufenden Marktweiber offenbar gar nicht komisch gefunden, sondern nur bedauerlich. Also was bedauerlich ist, kann, bzw. darf gar nicht komisch sein. Es ist vielfach gesellschaftlich verboten, über Leid zu lachen. Über Behinderte lacht man nicht, über Bettler lacht man nicht usw.. Dann darf es aber auch keinen „schwarzen Humor“ geben, der allerdings in Wien ziemlich verbreitet ist. Darauf werde ich im zweiten Teil noch zu sprechen kommen.

Professor Albert Lichtblau hat hundert Stunden Interview mit Simon Wiesenthal auf Video aufgenommen. Auf einem Video fragt Lichtblau Wiesenthal, ob er etwas über das Aufwachsen seiner 1946 geborenen Tochter Paulinka in Linz erzählen kann. Wiesenthal erzählt, dass ihn eines Tages, Paulinka war ungefähr zwölf und ging ins Gymnasium, der Katechet angerufen hat. „Herr Wiesenthal, hat Ihnen Ihre Tochter was erzählt?“ „Nein“. „Ach, wenn Sie mal in der Nähe sind, bitte kommen Sie bei mir vorbei“. Danach fragt Wiesenthal Pauline: „was war, der Katechet hat mich angerufen.“ „Nein, es war nix“ „Na aber doch“ „Och, ich war einmal bei der, bei der katholischen Religionsstunde.“ „Und?“ „Nein, es hat draußen geregnet. Ich bin im Korridor gestanden, ähm, und er hat gesagt: Bitte, komm rein.“ „Und was war?“ „Nein, nix war.“ Ein paar Tage

später kommt Wiesenthal zum Katecheten. Er erzählt: „Na und wissen Sie, er wüsste nicht, wusste nicht, wie das Gespräch beginnen. Und das ist so typisch, er hat so die Hände gerieben, so und so. Sagt er: ‚Ich weiß nicht, wie das zu beginnen, was ich Ihnen sagen wollte. ‘Sage ich ihm: ‚Am besten am Anfang.‘ ‚Ja‘, sagt er, ‚Sie haben Recht, am besten vom Anfang.‘ Der Katechet erzählt umständlich, dass er Pauline in die Klasse gebeten hatte. Und weiter: ‚Und Ich erzähle über Jesus, über Apostel – Und dann hat mich der Teufel geritten‘ ‚Ja?‘ Ich imitiere seine Worte. ‚Ich frage, äh: Mädchen Wiesenthal, hast du mal was davon gehört? Sagt sie: Ja, das waren lauter Juden.“ Wiesenthal schmunzelt. Weiter der Katechet: „Hm, die ganze Klasse, die ganze Klasse: Gell, Herr Pfarrer, das stimmt nicht. Alle schreien: Das stimmt nicht. Bevor ich antworten konnte, war die Glocke und ich bin Gott sei Dank heraus‘. ⁹

Wiesenthal erzählt die Geschichte lachend in seinem jüdisch-polnischen Akzent und leicht ironischen Ton und Witz, wie man ihn noch - allerdings selten - nach dem Krieg gehört hat. Für mich ist das typisch jüdischer Humor. Der Tonfall, der Akzent, die Erzählweise. Bei dieser Geschichte kommt es auch sehr darauf an, sie erzählt zu hören und den Erzähler zu sehen. Humor drückt sich eben auch im Tonfall, in der Intonation und der Mimik aus. Besonders komisch ist, dass der Katechet nicht wusste, wie er beginnen soll und Wiesenthal ironisch lachend antwortete: „no am Anfang.“ Hier entsteht die Komik, indem er das verlegene Herumgerede des Katecheten aufs Nächstliegende reduzierte. Es ist oft komisch, wenn ein Katechet oder Pfarrer oder eben irgendein katholischer Geistlicher mit einem Juden zusammentrifft. 2019 wurde das Interview im Rahmen einer Rückschau im Filmmuseum gezeigt. Außer mir hat, zumindest in meiner

⁹ Wiesenthal Simon, Interview 35104. Tape 5. Visual History Archive, USC Shoah Foundation 1997.

wahrnehmbaren Umgebung niemand gelacht. Danach habe ich die Geschichte anderen Leuten erzählt. Außer einer jüdischen Freundin, die schallend gelacht hat, konnte ich den Zuhörern höchstens ein mildes Lächeln entlocken. Vielleicht weil die Geschichte als ein Beispiel jüdischen Humors den Gojim fremd ist.

Etwa 1987 erzählte ich in einer Runde von Gästen in Kiel, dass ich bei Walter Kempowski zu einem Lesetreffen eingeladen war. Kempowski arbeitete gerade an seinem großen Werk *Echolot*, einem kollektiven Tagebuch, für das er alle möglichen privaten Aufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg sammelte. Um dieses riesige Vorhaben bewerkstelligen zu können, hatte er zahlreiche junge Mädchen angestellt, um Dokumente zu sammeln und zu ordnen. Ausschließlich Mädchen, wie allgemein bekannt war, was belächelt wurde oder worüber man sich auch in Maßen aufregte, was aber damals in Machozeiten selbstverständlich hingenommen wurde. In der Runde unterhielt man sich über Kempowskis Projekt, wobei selbstverständlich auch über seine „Mädchensklaven“ gesprochen wurde. Eine etwa 50-jährige Gymnasiallehrerin empörte sich darüber sehr, bis sie endlich ausrief: „Ich bitte Sie, andere Männer bezahlen dafür!“ Dies löste bei mir einen Lachanfall aus, für den mir die Dame in alle Ewigkeit böse war. Mein heftiges Lachen hat die anderen angesteckt, das sich aber eher nur in einem verhaltenen Lachen ausdrückte, weil mein Lachen offenbar als unpassend und unhöflich empfunden wurde. Das war es auch, weil die Dame ihre Bemerkung ja ganz ernst gemeint hat und ich sie mit meinem Lachen gleichsam ausgelacht hatte. Das Komische lag in ihrer kleinbürgerlichen Bordellphantasie. Kempowski unterhält unter dem Vorwand, Mädchen für sein Projekt arbeiten zu lassen, ein sozusagen verstecktes kostenloses Bordell.

Natürlich ist es gemein, jemanden auszulachen. Es kommt aber darauf an, ob es ein wohlwollendes Lachen ist oder ein gemeines. Es gibt Situationen, über die man einfach lachen muss, auch wenn es den Betroffenen verletzt. In so einer Situation kommt es auch sehr auf die Art des Lachens an. Obwohl viele Leute die verschiedenen Arten des Lachens nicht unterscheiden können. Wie ich in der ersten Klasse Volksschule war, hat die Lehrerin gefragt, was Igel essen. Ich habe aufgezeigt und stolz gesagt: „Kipferln“. Ich hatte ein Bilderbuch, in dem Igel Kipferln essen. Natürlich haben die Lehrerin und die ganze Klasse gelacht. Ich aber hab mich bis in den Tod geschämt. Ich habe davon meiner Mutter erzählt, die natürlich auch gelacht hat, was ich damals aber als wohlwollendes Lachen empfunden habe im Gegensatz zu ihrem oft höhnischen und gemeinen Lachen. Natürlich ist es etwas anderes, wenn ein Kind etwas Komisches sagt als ein Erwachsener. Einem Kind gegenüber ist man normalerweise nachsichtiger. (Abgesehen von den vielen Fällen, die das Gegenteil beweisen). Aber man kann auch über etwas Komisches lachen, das ein Erwachsener gesagt hat, ohne ihn auszulachen oder gemein zu sein. Allerdings suggeriert so ein Lachen, dass der Betreffende etwas ungewollt, in diesem Kontext eben unbeabsichtigtes Komisches gesagt hat, das vielleicht Scham hochkommen lässt. Es kann natürlich auch sein, dass der Betreffende nicht versteht, dass es sich um kein Auslachen handelt und deshalb beleidigt ist. Was manchmal ein unüberwindliches Missverständnis ist. Noch ein Beispiel von ungewollt Komischem. Ich war 63 Jahre alt und musste ins Spital. Eine sehr junge Ärztin, ungefähr 26 Jahre alt, machte die Anamnese. Brav ist sie alle Punkte durchgegangen, bis sie mich schließlich fragte: ‚Was haben wir für eine Jahreszeit?‘ Über diese Demenzfrage habe ich mich erkennbar geärgert und habe mit erboster Stimme gesagt: „Jetzt werden Sie mich gleich fragen: Wieviele Türme hat

der Stephansdom“. Eine Frage, die man im 19. Jahrhundert Deblen stellte, wie ich in einem Lehrbuch der Psychiatrie aus der damaligen Zeit einmal gelesen hatte. Die blutjunge Ärztin schaut mich völlig erschrocken an und sagt: „Das weiß ich nicht“. Mit meiner Reaktion habe ich schon Komisches, zumindest Überraschendes provoziert, aber die völlig unerwartete Antwort hat es auf die Spitze getrieben. Natürlich hat die junge Ärztin die Komik nicht erfasst, ich selbst habe erst gelacht, nachdem die Anamnese fertig und die Ärztin weg war, zumal es mir nicht besonders gut ging. Die Geschichte ist in zweifacher Hinsicht komisch. Nicht nur weil sie die Frage auf sich bezogen hat, obwohl es ja ihre Aufgabe war, mich zu befragen, sondern auch weil sie sie nicht beantworten konnte. Hier dominiert das Unerwartete. Meine Reaktion auf ihre Frage war für die Ärztin völlig unerwartet und für mich, dass sie die Frage auf sich bezogen hat und die Antwort nicht wusste.

Ein anderes interessantes Beispiel: Eine serbische Familie bei mir im Haus hat Corona. Mann, Frau und Kind. Mit der Frau bin ich ganz gut. Sie kann nicht perfekt Deutsch, versteht aber alles und drückt sich manchmal etwas seltsam aus, besonders schriftlich. Ich erkundige mich jeden Tag, wie es ihnen geht. Einmal schreibt sie mir eine WhatsApp-Nachricht: „Wir nehmen Zink, Selen, Vitamin C, Aspirin, Parkemed, und ich trinke noch Antibiotika 🤔🤔🤔so vom sich selbst“. (In den slawischen Sprachen trinkt man ein Medikament. Mit dem verwordagelten¹⁰ Nachsatz meint sie, dass sie das alles selbst verordnet hat). Ich habe Tränen gelacht, als ich das gelesen habe. Aus Gründen des Experiments habe ich alle möglichen Leute gefragt, was sie dazu sagen. Meistenteils wurde darüber gelächelt, zumindest von einigen aber ernst genommen. Eine hat gemeint, besser

¹⁰ Österreichisch: verunstaltet, aus der Form gebracht.

sei Vitamin D, eine andere hat sich über die Antibiotika gewundert. Einige haben einfach den Kopf geschüttelt: Etwa, die dreht jetzt durch. Eine hat es ganz und gar nicht komisch gefunden, einige aber doch. Unter dem Blickwinkel des Komischen geht es gar nicht darum, ob sie jetzt C Vitamin oder D Vitamin nehmen. Komisch ist, dass sie offenbar alles, was sie findet und ihr hilfreich erscheint, schlucken. Hier ist sowohl die Quantität als auch die Qualität komisch. Zink und Selen sind gerade modern und in jeder Drogerie zu bekommen. Man kann nachlesen, dass es das Immunsystem stärkt, allerdings kann man auch nachlesen, dass eine Überdosierung gefährlich sein kann und dass wir in unseren Breiten genug davon in der Nahrung aufnehmen. Dass Vitamin C auf jeden Fall sehr gut ist, ist bekannt, aber dass ausgerechnet Zink und Selen bei Corona helfen sollen, ist aus der Luft gegriffen.

Oft schütteln „rationale“ Menschen den Kopf über sozusagen irrational handelnde Menschen: „Die sind halt übergeschnappt“. Hier kommt es darauf an, ob man eine Handlung als verrückt abtut oder „bloß“ für komisch hält. Natürlich kann man eine Handlung für verrückt halten und außerdem für komisch. Aber nicht alles, was verrückt ist, ist komisch. Hier kommt das individuelle Empfinden zum Tragen. Die meisten Menschen sind im Gegensatz zu mir von Irrsinn nicht fasziniert, ob komisch oder nicht.

Manchmal sind Wutausbrüche komisch. Bei manchen Menschen kann er sich offenbar in höchster Aufregung bis zu einem Psychose ähnlichen Zustand steigern. Ein prominenter Fall war Bruno Kreisky. Simon Wiesenthal deckte 1975 auf, dass Friedrich Peter, der unter Bruno Kreisky Vizekanzler werden sollte, bei der SS war und an Massenmorden beteiligt war. Kreisky behauptete daraufhin, dass Wiesenthal lüge und nur überlebt habe, weil er mit der Gestapo kollaboriert habe. Daraufhin brachte Simon

Wiesenthal gegen Bruno Kreisky eine Verleumdungsklage ein. Auf einer Pressekonferenz mit ausländischen Journalisten geriet Kreisky schließlich, als man ihm zur Wiesenthal-Geschichte Fragen stellte, außer Rand und Band und konnte keine klaren Sätze mehr formulieren: „Den Herrn Wiesenthal, den ich eigentlich nur kenne aus Geheimberichten, und die sind schlecht, die sind sehr übel, ja, und ich kann es eben als Bundeskanzler und Bundeskanzler, nicht weil wir eine Religionsgemeinschaft, die gar keine Gemeinschaft, denn das war kein, wir kommen aus ganz verschiedenen Kulturkreisen, aus verschiedenen Religionsgemeinschaften überhaupt, die waren schon verschieden. Es gibt keine Gemeinsamkeit mit dem Herrn Wiesenthal für mich, er hat sich auch keine herauszunehmen, so wie es für mich keine Gemeinsamkeit mit einem anderen gibt, den ich nicht mag oder will, verstehen Sie mich? Und der Herr Wiesenthal hat halt zur Gestapo, behaupte ich, eine andere Beziehung gehabt als ich, ja nachweisbar.“ Wiesenthal replizierte: „Der einzige, der nicht weiß, dass Kreisky Jude ist, ist Kreisky selbst“ oder „Kreisky ist ein Neger, der eine Erklärung unterschreibt, er sei nicht schwarz“. Schließlich schrieb der israelische Botschafter nach Israel: „Plötzlich war alle Logik verschwunden ... dass wo immer, und sei es auch nur indirekt, von Juden und Israel die Rede ist, wir es mit einem instabilen und nicht normal denkenden Menschen zu tun haben, einem schweren Fall von Hassliebe, die an Schizophrenie grenzt“.¹¹ Natürlich ist ein schizophrener Wortsalat an sich noch nicht komisch. Hier ist es vor allem die Überraschung, dass ein sonst weitgehend normaler Mensch und dann noch der Bundeskanzler so ausrastet und völlig wirr und widersprüchlich spricht. Insbesondere ist die Thematisierung der Religionsgemeinschaft

¹¹ Tom Segev, Simon Wiesenthal. Die Biographie, 2012, S 351-359. Simon Wiesenthal, Recht, nicht Rache. Erinnerungen, 1995.

komisch, die indirekte Behauptung, kein Jude zu sein, und das naturgemäß notwendige Misslingen der Verleugnung, Jude zu sein, was der israelische Botschafter natürlich nicht komisch fand.

Noch ein Beispiel, das in die Kategorie Prominente fällt. Wenn unsere derzeitige Verteidigungsministerin spricht, bringt sie sich in Position, nimmt Haltung an, steht stramm und schiebt das Unterkinn vor, bemüht wie eine Soldatin dazustehen. Dann spricht sie in militärischem Ton, so wie sie ihn eben für militärisch hält. Viele sind von ihr degoutiert, finden sie peinlich und widerlich. Ich finde sie unheimlich komisch und muss schon lachen, wenn sie sich in Position bringt. Komisch ist, dass sie glaubt, sich als Verteidigungsministerin militärisch verhalten zu müssen, ebenso wie sie sich ein militärisches Verhalten vorstellt. Also sozusagen das Missverständnis ihres Amtes.

Es gibt Situationen, in denen man lacht und lacht und plötzlich bleibt einem das Lachen im Hals stecken, d.h. es gibt offenbar einen Übergang vom Lachen zum Bewusstwerden von Gemeinheit oder Grausamkeit, das das Lachen erstarren lässt. Dabei meine ich nicht das „Weglachen“, wie es manche Menschen nach sehr schlimmen Traumata pflegen, z.B. Holocaustopfer. Es scheint also fließende Grenzen zwischen Komik und Gemeinheit zu geben. Bzw. scheinen Komik und Gemeinheit gleichsam zu verschmelzen. An einem Weihnachtsfeiertag sitzt eine Familie beisammen. Eine Mutter, zwei Töchter, zwei Schwiegersöhne, eine Schwiegermutter, ein Enkelkind. Man plauderte in gewohnt angespannter Stimmung, als der Mann der älteren Tochter sagte: „Jedem sind seine Kühe heilig“. Woraufhin die Mutter auf ihre Tochter zeigte und unter schallendem Lachen sagte: „Da sitzt sie die heilige Kuh.“ Auch hier wieder eine total unerwartete Reaktion. Einer der Anwesenden fand das sehr lustig und lachte laut, während die anderen eher betreten schwiegen.

Wenn ich die Geschichte erzähle, so lachen die Leute oft, wobei ihnen nach einem Augenblick das Lachen im Hals stecken bleibt. Tatsächlich war es eine treffende, komische Replik. Treffend und dadurch auch besonders komisch, weil die Tochter tatsächlich wie eine Kuh dreinschaut. Von der Mutter war das sehr gemein. Trotz aller Komik. Hier hat Komik die Funktion zu erniedrigen. Und somit komme ich auf den am Anfang zitierten Satz von Peter Berger zurück: „Während sich Komik zu guten oder bösen Zwecken verwenden lässt, scheint das Komische als solches auf eigenartige Weise jenseits von Gut und Böse.“ Der Kuhblick ist komisch, aber die Replik einfach böse. Ich meine, dass die Replik so böse ist, dass die Betroffene und einige andere auch unmöglich darüber lachen können. Auch wenn es sich um eine heilige Kuh handelt, also um ein Tier das in manchen Religionen als heilig verehrt wird. Aber das Gewicht lag auf „Kuh“ und das Lachen war höhnisch böse. Hier kommt es auch auf die Art des Lachens an, auf den Tonfall, der eben in diesem Fall eine böse Intention ausdrückt. Das Böse überlagert gleichsam das Komische.

Wir hatten die ersten drei Jahre im Gymnasium einen äußerst skurrilen Russischprofessor, dessen Witze für 10, 11, 12-jährige nicht so leicht zu verstehen waren. Er war schon äußerlich recht komisch. Unter der Hose hat die Gattehose hervorgeschaut und er trug hohe Schuhe. Wenn jemand etwas ganz Blödes gesagt hat, hat er gesagt: „Des is zum auf die Wänd' Krallen“ und ging zu einer Wand und machte Kletterbewegungen. Das haben die meisten Kinder lustig gefunden. Er konnte aber auch in seinem Witz unglaublich gemein sein. Zu einer Streberin hat er immer lachend gesagt: „g'scheite Gottesmann“. „Waßt es, g'scheite Gottesmann?“. Wobei sein Tonfall etwas Giftiges hatte, was letztlich schon durch die Formulierung vorgegeben war. Auch hier ähnlich wie in dem Kuh-Beispiel überlagert die Gemeinheit gleichsam der Spott. Als in der ersten Klasse eine Schülerin etwas mit lateinischen Buchstaben auf Russisch

geschrieben hatte, weil sie die kyrillischen Buchstaben noch nicht konnte, schrie er lachend: „Bist du des Wahnsinns?“. Und hängte den Zettel auf das schwarze Brett, damit auch alle den Wahnsinn sehen können. In diesem Fall lag in seinem Verhalten aufgrund des Tons etwas Wohlwollendes. Obwohl er es für skandalös hielt, Russisch mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Zu einem dicken Mädchen sagte er immer „Schweinchen“, bis es schließlich die ganze Klasse so nannte. Auch hier war trotz der Gemeinheit ein Wohlwollen zu spüren. Aber letztlich hat er die Kinder gedemütigt. Also auch hier hatte die Komik die Funktion zu demütigen.

Oft kommt es eben auf den Tonfall an, an dem man erkennen kann, ob etwas gemein ist oder ein freundlicher Pflanz. Dabei habe ich die Beobachtung gemacht, dass viele Leute den Tonfall ignorieren oder nicht erkennen.

II. Das ästhetisch Komische

Im Folgenden möchte ich versuchen, an einigen literarischen Beispielen, und zwar an kleineren Ausschnitten, das Komische zu analysieren. Dabei geht es mir nicht um eine Gesamtinterpretation eines Werkes, sondern um das Komische im Detail, d.h. was und warum ich etwas komisch finde. Es geht also um eine ganz persönliche Analyse, die natürlich mit den Empfindungen anderer übereinstimmen kann oder auch nicht.

1. Unmögliches wird wie Mögliches behandelt.

B: So, heut hätten S' Zeit? Also, gehn S' mit.

V: Wohin?

B: Irgendwohin.

V: Ja, da war i scho amal!

B: So?

V: Ja!

B: So, da warn Sie scho amal?

V: Ja, öfters scho!

B: Ja, dann hat's keinen Sinn, i hab gmeint, Sie waren überhaupt noch nicht dort.

V: Naa! Naa! Überhaupt scho glei gar net.

(Karl Valentin, Interessante Unterhaltung)

Der Sketch ist nicht bloß absurd, sondern auch komisch. Irgendwohin gehen, ist in gewisser Weise möglich, etwa im Sinne von ziellos herumlaufen. Aber dass man irgendwo schon einmal gewesen ist und das auch noch öfter, ist dem gesunden Menschenverstand nach unmöglich, was den Sketch absurd macht. Was aber ist daran komisch? Natürlich erzeugt hier die Inkongruenz Überraschung. Das muss aber nicht komisch sein. Hier tritt die problematische Frage, wer was warum für komisch hält, krass zu Tage. Es gibt Leute, die Valentins Sketche für blöd halten. Sie widersprechen eben dem gesunden Menschenverstand und das ist nicht komisch, sondern blöd. Stimmt prinzipiell. Und dennoch finden viele Leute, unter ihnen auch ich, seine Sketche sehr lustig. Ja sogar genial, wie ich finde. Als Autorin stell ich mir die Frage, wie jemand auf die Idee kommt, „da war ich schon“ zu antworten.

Auf eine andere Weise absurd-komisch sind Ionescos Stücke. Aus „Die kahle Sängerin“:

Klingeln

Mr. Smith: Hört, es klingelt.

Mrs. Smith: Es muss jemand draußen sein. Ich will nachschauen. Sie geht zur Türe, öffnet sie und kommt zurück. Niemand. Sie geht an ihren Platz zurück.

Mr. Martin der vergessen hat, was er sagen wollte: Eeh! ...

Mrs. Martin: Du wolltest uns ein anderes Beispiel erzählen ...

Mr. Martin: Ach, ja ... Klingeln.

Mr. Smith: Hört, es klingelt.

Mrs. Smith: Ich werde nicht mehr nachschauen.

Mr. Smith: Ja, aber da muss jemand draußen sein!

Mrs. Smith: Das erste Mal war niemand, das zweite Mal auch nicht: Wie kannst du glauben, dass jetzt jemand da ist?

Mr. Smith: Weil es geklingelt hat!

Mrs. Smith: Das ist kein Grund.

Mr. Martin: Wie? Wenn es klingelt, so heißt das, dass jemand vor der Türe steht und wartet, dass man ihm die Türe aufmacht.

Mrs. Martin: Nicht immer. Wir haben es soeben gesehen.

Mr. Martin: In den meisten Fällen eben doch.

Mr. Smith: Wenn ich zu jemand auf Besuch gehe, läute ich, bevor ich eintrete. Ich denke, daß es alle so halten, so dass jemand da sein muss, wenn es klingelt.

Mrs. Smith: Das stimmt in der Theorie. Aber in Wirklichkeit geschieht alles anders. Du hast doch vorhin gesehen!

Es klingelt ein drittes Mal und wieder ist niemand da, schließlich ein viertes Mal und siehe da: vor der Tür steht der Feuerwehrhauptmann, der wie sich schließlich herausstellt, sich die anderen Male versteckt hatte und gekommen ist, um zu fragen, ob ein Feuer ausgebrochen ist, obwohl er nicht gerufen worden ist.

Prinzipiell ist es vorstellbar, dass drei Mal hintereinander an der Tür geläutet wird, ohne dass jemand vor der Tür steht. Zum Beispiel können sich Kinder einen Streich erlaubt haben. Der Dialog schließt aber diese Möglichkeit aus. Hingegen entsteht ein Disput über die Möglichkeit und Unmöglichkeit eines Ereignisses. Es wird also die Möglichkeit von etwas real Unmöglichem als möglich angenommen. So wie in Valentins Sketch, wo der Befragte schon irgendwo war. Derartige Absurditäten gibt es klarerweise im Alltagskomischen nicht. Höchstens findet man es in Äußerungen von Kindern, wie im 1. Teil schon erörtert, bei Dementen, in Ausnahmesituationen (siehe Kreisky), bei Psychotikern oder in durch Drogen ausgelösten Wahnvorstellungen. Zum Beispiel: Eine Tochter findet ihren an fortgeschrittener Demenz leidenden Vater in der Abstellkammer auf der Leiter. Tochter: „Was suchst du da?“ Vater nach einer gespannten langen Pause: „Das, was ich noch nicht gefunden habe.“¹²

Genauso wie „rationale“ Menschen mit gesundem Menschenverstand Valentins Sketche blöd finden, halten diese auch Ionescos Stücke für blöd. Während Valentins Sketche zeitlos, manchmal clownesk sind, sind

¹² Erzählt von Angela Schneider.

Ionescos Stücke eine Art Antistücke, wie er selbst sagt, und werfen entsprechend der Nachkriegszeit und dem aufkommenden Existentialismus existentielle Fragen auf, die in ihrer absurden Banalität vielen damals und heute noch – wobei Ionesco kaum mehr aufgeführt wird - blöd vorkommen.

Ionesco beschreibt den Prozess der Entwicklung seines ersten Stückes „Die kahle Sängerin“. Er beschloss Englisch zu lernen und kaufte sich dazu ein Lehrbuch.

„Ich machte mich an die Arbeit. Gewissenhaft schrieb ich die Sätze aus meinem Lehrbuch ab, um sie auswendig zu lernen. Als ich sie aufmerksam wieder durchlas, lernte ich zwar nicht Englisch, dafür aber erstaunliche Wahrheiten: dass die Woche sieben Tage hat zum Beispiel, was ich allerdings schon wusste; oder dass der Fußboden unten, die Decke oben ist — eine Tatsache, die mir vielleicht auch schon bekannt war, über die ich aber niemals ernsthaft nachdachte oder die ich vergessen hatte und die mir plötzlich ebenso verblüffend wie unbestreitbar wahr erschien‘ Als die Lektionen schwieriger wurden, traten zwei Personen auf, Mr. und Mrs. Smith: ‚Zu meinem großen Erstaunen setzte Smith ihren Mann davon in Kenntnis, dass sie mehrere Kinder hätten, dass sie in der Umgebung Londons wohnten, dass sie Smith hießen, dass Herr Smith Büroangestellter wäre, dass sie ein Dienstmädchen hätten, Mary, das ebenfalls Engländerin wäre‘ ‚Die einfachen und einleuchtenden Sätze, die ich voller Fleiß in mein Schulheft eingetragen hatte, begannen sich zu zersetzen, nachdem sie eine Zeitlang sich selbst überlassen gewesen waren, ... sie verwesten, entarteten“.¹³

¹³ Zitiert nach Martin Esslingen, Das Theater des Absurden. Von Beckett bis Pinter, 1985, S 105, 106.

Den beiden Fällen ist gemeinsam, dass in einer gleichsam realen Situation Unmögliches wie Mögliches behandelt wird und gerade das einen komischen Effekt erzielt. Was besonders Karl Valentins Werk in genialer Vollkommenheit durchzieht. Es handelt sich also nicht um Märchen oder fantastische Literatur oder science fiction, bei denen es von vornherein klar ist, dass sie nicht in der realen Welt spielen, auch wenn sie sich derer in irgendeiner Form bedienen. Auch beim Nonsens verhält es sich anders. Hier ist von vornherein klar, dass es sich nicht um eine reale Situation handelt.

Wie schon angedeutet, stellt sich mir als Autorin die Frage der Kreativität. Natürlich ist schon viele hunderte Male gefragt worden: „Wie konnte der oder die so ein schönes Gedicht schreiben, Bild malen oder Musik produzieren?“ Natürlich schreibt ein Autor oder eine Autorin so oder so oder so und nicht anders. Der Fall des Absurd-Komischen wie in den drei Beispielen ist aber ein spezieller und zwar eben deshalb, weil in einer gleichsam realen Situation Unmögliches wie Mögliches behandelt wird.

2. Elias Canettis „Die Blendung“

Ich möchte hier keine Interpretation zu den zahlreichen – wenn auch nicht ganz so zahlreichen als gedacht - hinzufügen. Wozu ich mich auch außerstande fühle. Es gibt genug tiefsinnige und kluge Überlegungen und Interpretationen zur „Blendung“. Vielmehr will ich versuchen an einigen wenigen Beispielen Canettis Technik des Komischen herauszuarbeiten, wobei ich keinesfalls eine vollständige Analyse anstrebe. Ich möchte mich nur auf beispielhafte Hinweise beschränken. Dabei setze ich die annähernde Kenntnis des Romans voraus. Viele haben kein Verständnis, keinen Sinn für „Die Blendung“, lauter Wahnsinnige, mit denen sie letztlich nichts anfangen können. Viele halten „Die Blendung“ gar nicht für komisch, sondern für schrecklich bzw. tragisch. Dabei liegen doch das

Komische und das Tragische nahe beisammen. Canetti selbst schreibt: „... es sollten sehr extreme Figuren sein, so weit wie möglich auf die Spitze getrieben, komisch und schrecklich zugleich, so dass das Schreckliche vom Komischen gar nicht zu scheiden ist.“¹⁴

Im Gegensatz zu Valentins und Ionescos Figuren sind Canettis Figuren alle ein bisschen wahnsinnig. Sie haben fixe Ideen, abstruse Vorstellungen über sich und andere, von denen sie besessen sind, an denen nicht gerüttelt wird, obwohl sie wenig bis gar nichts mit der Realität zu tun haben. Das führt dazu, dass sie aneinander vorbeireden und es zu keiner Kommunikation kommt, während in Valentins Dialogen und in Ionescos Stücken die Figuren sozusagen „richtig“ miteinander sprechen. Aber auch Canetti bedient sich des Absurden und erzeugt durch Unmögliches Komik.

Alle Figuren der „Blendung“ sind in ihrer äußeren Erscheinung übertrieben gezeichnet, wodurch allein sie schon komisch wirken. Therese in ihrem blauen, gestärkten Rock, der bis zu den Füßen reicht. (Als Canetti den Roman schrieb, war es noch gar nicht so lange her, dass die Röcke bis zu den Füßen gingen. Gestärkt waren freilich nur die Unterröcke). „Ihr Kopf saß schief. Beide Ohren waren breit, flach und abstehend. Da das rechte die Schulter streifte und von ihr zum Teil verdeckt wurde, erschien das linke umso größer. Beim Gehen und Sprechen wackelte sie mit dem Kopf.“ (Blendung, S. 23) Peter Kien, der lange, dürre Gelehrte und natürlich Fischerle, der winzige Krüppel mit einem riesigen Buckel und einer Nase, die bis zum Kinn reicht, sind komische Figuren.

¹⁴ Anna D. Peiter, Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und Shoah, 2007, S. 286.

Canettis Figuren „denken“, was sprachlich in der erlebten Rede ausgedrückt wird. Zum Beispiel Thereses Weltbild:

Ausflüge macht sie nicht, weil es schade ums Geld ist. Baden geht sie nicht, weil es unanständig ist. Reisen mag sie nicht, weil man sich nirgends auskennt. (Blendung S. 34).

Es sind hier gleichsam verzerrte Wahrheiten, die komisch wirken. Sie lehnt kleinbürgerliche Vergnügungen ab mit scheinbar triftigen Argumenten, die der „Normale“ sozusagen in Kauf nimmt, um zu seinem Vergnügen zu kommen. Thereses Gedankenwelt steigert sich, nachdem sie und „der Mann“ geheiratet haben.

... Auf der Straße schau'n ihr alle Männer nach. Und wer ist schuld daran. So ein Mann glaubt, er kann auf einem herumtrampeln. ... Ein richtiger Mann heiratet erst, bis er was vorstellt. Der zu Hause stellt doch nichts vor! Was stellt er vor? So ein Skelett! Man könnte ja glauben, er ist gestorben. Wozu lebt so was. So was lebt auch noch. So ein Mensch ist zu nichts gut. Der nimmt den anderen nur das schöne Geld weg. (Blendung S. 106).

Nachdem Therese Kien ohnmächtig und voller Blut in seinem Arbeitszimmer gefunden hat, weil er von der Leiter gefallen ist, glaubt sie, dass er tot ist. „... Ist das ein Tod? ... Ein anständiger Mensch hält sich fest. Sie lässt alles lieber so liegen, wie es ist. Nicht wegen dem Blut. Das ist ja kein Blut. Wo hat der Mann ein richtiges Blut. Flecken machen kann er mit dem Blut, das ist alles. ... Die Bücher verkauft sie gleich. ... So ein Mann glaubt, er ist allein auf der Welt. Um 12 Uhr schlafen gehen und die Frau nicht in Ruhe lassen. Tut man das? Ein anständiger Mensch geht um 9 Uhr schlafen und lässt die Frau schön in Ruh'.“ (S107). Schließlich stellt sich heraus, dass Kien nicht tot ist.

Tut man das, daß man lebt, wenn man tot ist, tut man das? (Blendung S. 112)

Therese ist nicht einfach eine dumme Dienstmagd oder ein primitiver, blöder Trampel, eine „Analphabetin“, wie Kien sagt. Mit einem Wortschatz von höchstens 50 Wörtern. Sie mokiert sich über alles, was ihr nicht passt, und verurteilt alles, was ihr nicht passt, als unmoralisch – denn sie weiß, was sich für einen anständigen Menschen gehört. „Anständigkeit“ wird auf alle Lebensbereiche ausgedehnt, auch wenn sie gar nichts mit Anständigkeit zu tun haben. (Z. B. nicht leben, wenn man tot ist). Und das ist komisch. Eben weil es der Realität widerspricht. Niemand ist schuld daran, dass jemand lebt, auch wenn man ihm den Tod wünscht. „Normale“ verzerren natürlich auch sehr oft die Realität, was allerdings überhaupt nicht komisch sein muss. Die Komik liegt in der Ausdrucksweise, in der moralischen Empörung über die unerwünschte Realität, die in Thereses Denken ja unmöglich ist, sozusagen über die Gleichzeitigkeit von Realität und Unmöglichkeit.

Peter Kiens, des größten lebenden Sinologen, Weltbild steht im Kontrast zu Thereses, ist aber nicht minder bizarr. Nach der Schilderung einiger Kienscher Eigenheiten zu Beginn des Romans bekommt der Leser eine Kostprobe seines Charakters. Kien pflegt jeden Tag zwischen 7 und 8 Uhr in der Früh spazieren zu gehen. Mit einer Aktentasche unterm Arm, in die er ein paar Bücher gepackt hat. Eines Tages hört er, wie jemand einen anderen fragt, ob er ihm sagen könne, wo die Mutstrasse ist. Kien stellt fest, dass der Angesprochene schweigt. Auch auf wiederholtes Fragen schweigt der andere hartnäckig. Dafür gewinnt Kien dem anderen eine gewisse Achtung ab, weil der Schweiger zweifellos in Gedanken ist und keine Unterbrechung wünscht. Schließlich beginnt der Frager zu schimpfen und zu toben, während der andere immer noch schweigt.

„Wissen Sie, wer ich bin! Sie Skelett! ... Wo haben Sie Ihre Kleider her. Aus dem Pfandhaus! So sehen Sie aus! ... Hängen Sie sich auf! ...“
(Blendung S. 15).

Plötzlich bekommt Kien einen Stoß, jemand zerrt an seiner Tasche und schreit: „Ein Flegel!“ Kien ist plötzlich klar, dass „der Schweiger und Charakter“ er selbst ist und geht seine Tasche mit Büchern beschützend schnell über die Straße.

Manche mögen Kien für einen verschrobenen Gelehrten halten entsprechend einem gängigen Klischee. Es ist Canettis Sprachkunst, die Komik erzeugt.

Kiens Wissbegier war geweckt, Neugier kannte er nicht. Er nahm sich vor, den Schweiger anzusehen, vorausgesetzt, dass er auch jetzt in seiner Stummheit verharrte. ... wieder sagte er nichts. Kien belobte ihn. Unter Tausenden ein Charakter, der Zufällen widersteht. ... Der zweite, der Schweiger und Charakter, der seinen Mund auch im Zorn beherrschte, war Kien selbst. Ruhig drehte er dem gestikulierenden Analphabeten den Rücken. Mit diesem schmalen Messer schnitt er sein Geschwätz entzwei.
(Blendung S. 15).

Trotz all seiner Überlegenheit ärgert er sich, tritt unter ein Haustor und zieht ein Notizbuch hervor, auf dem „Dummheiten“ steht.

Alles, was er vergessen wollte, trug er da ein. Mit Datum, Stunde und Ort begann er. ... Die gesammelten Dummheiten las er nie; ein Blick auf das Titelblatt genügte. In späteren Jahren dachte er sie herauszugeben, als „Spaziergänge eines Sinologen.“ (S 19). Er notiert: „23. September, $\frac{3}{4}$ 8 Uhr. Auf der Mutstraße begegnete mir ein Mensch und fragte mich nach der Mutstraße. Um ihn nicht zu beschämen, schwieg ich. Er ließ sich nicht beirren und fragte noch einige Male; sein Benehmen war höflich. Plötzlich

fiel sein Blick auf ein Straßenschild. Er bemerkte seine Dummheit. Statt sich in aller Eile zu entfernen, wie ich es an seiner Stelle getan hätte, überließ er sich einem maßlosen Zorn und beschimpfte mich auf das gröbste. Hätte ich ihn nicht geschont, so wäre mir die peinliche Szene erspart geblieben. Wer war der Dümmerer? (Blendung S. 20).

Canetti erweist sich hier als Kenner der menschlichen Seele. Es ist ein allgemein menschlicher Zug eigene Fehler, Dummheiten, Peinlichkeiten und Ähnliches anderen Leuten in die Schuhe zu schieben bzw. Tatsachen, die einem nicht passen, zu verdrehen. Kiens Fall ist etwas komplizierter. Keine einfache Projektion oder Verdrehung, wie wir sie von „gewöhnlichen“ Neurotikern gewohnt sind. Kien ist raffinierter. Die Peinlichkeit, nicht bemerkt zu haben, dass er der „Schweiger“ ist, verwandelt er in rücksichtsvolles Verhalten, das ihn in diese peinliche Situation gebracht hat, weil der andere so dumm war und nicht gleich das Straßenschild gesehen hat. Ein Fehler, der diesen in maßlose Wut auf Kien versetzt hat, so Kien. Also eine böse Projektion des Fremden, weil er seine Dummheit nicht aushalten konnte. Während Kien seine „Gutmütigkeit“ auch als Dummheit deutet, allerdings eine weitaus ehrenwertere als die des Fremden. Das Durcheinander von Projektion und Verdrehungen ist komisch, weil sowohl die durch Verdrehung entstandene Selbstbeweihräucherung als auch die erfundene Projektion des Fremden auf Kien völlig unerwartet sind. Zumindest empfinde ich diese Notizbucheintragung als sehr komisch. Durchaus möglich, dass andere Leser genervt sind von diesem schrulligen Gelehrten.

Besonders der erste Teil des Romans, „Ein Kopf ohne Welt“, ist voll komischer Szenen und Situationen: Die Hochzeit von Therese und Kien, Thereses Möbelkauf, der „interessante Mensch“ (S 74) (der Verkäufer im Möbelgeschäft), der Hausbesorger und sein Guckloch usw. Aber trotz

fortschreitender Tragik fehlt es weiterhin nicht an Komik. Obwohl Kien schon in einem ziemlich wahnhaften Zustand ist, nachdem ihn Therese aus der Wohnung gejagt hat und er in verschiedenen Hotels übernachtet mit seiner imaginären Bibliothek im Kopf, die er Nacht für Nacht im Hotelzimmer auf Packpapier ablegt. Hier steht schon der Wahn im Vordergrund, der die Komik gleichsam verdeckt. Schließlich gerät Kien in eine unglaublich schmutzige und verwahrloste Spelunke, wo er Fischerle kennenlernt, einen „verkrüppelten“ Zwerg mit einem riesigen Buckel.

Der Mund war so klein wie der Mann ... keine Stirn, keine Ohren, kein Hals, kein Rumpf – dieser Mensch bestand aus einem Buckel, einer mächtigen Nase und zwei schwarzen, traurigen Augen (Blendung S. 187).

Trotz der möglicherweise antisemitischen ¹⁵ Konnotation ist die Beschreibung komisch. Über „Krüppel“ zu lachen, war damals nichts Verbotenes. Man denke an das „Krüppellied“, ein Wiener Straßensängerlied um 1930. Auch die Frau in der Bedürfnisanstalt antwortet ihm auf die Frage, für wen sie ihn halte, ganz selbstverständlich: „Für einen Krüppel“. Auch gibt es ein weibliches nicht-jüdisches Pendant zu Fischerle. Er stellt sich als Fischerle vor – die gejiddelte Variante von Fischer. Er spricht Wienerisch, jiddelt gelegentlich und heißt natürlich eigentlich Fischer und hält sich für ein verkanntes Schachgenie. Kien ist schon eine Weile in einer ziemlich irren Welt („Kopfloze Welt“ ist der Titel des zweiten Teils) und einigermaßen von dem Treiben in der Spelunke erschlagen. Fischerle fragte ihn, ob er eine Frau habe.

¹⁵ Siehe insbesondere Anne D. Peiter, Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah, 2007, S 315 ff.

Kien schwieg. Was hätte er sagen sollen? Die Frau war sein heikler Punkt, über den sich beim besten Willen nichts Wahres aussagen ließ. Er war, wie bekannt, weder verheiratet noch ledig noch geschieden. (S 195).

Hier verabschiedet sich Kien aus den seit Menschengedenken gesellschaftlich-rechtlichen Normen: Er hat keinen Familienstand. Für ihn etwas ganz Normales, so wie jemand ohne religiöses Bekenntnis ist.

In der Not frißt der Teufel Lügen. ‚Ich hab keine Frau!‘ behauptet er mit einem Lächeln, das seine strenge Dürre verklärt. Wenn er schon log, dann das Angenehmste. ‚Dann gib ich Ihnen meine‘ platzte Fischerle los. Hätte die Buchbranche eine Frau gehabt, so wäre Fischerles Vorschlag anders verlautbart worden: ‚Dann hab ich a Abwechslung für Sie!‘ (Blendung S. 195).

Wüsste man nicht, dass Kien durch und durch humorlos ist, könnte man seinen Kommentar zu seiner Lüge fast als selbstironisch bezeichnen, während Fischerles Variante, so Kien eine Frau hätte, typisch jüdischen Humor darstellt, der sich nicht so sehr im Inhalt äußert als in der Ausdrucksweise. (Ähnlich wie Wiesenthals Erzählung). Auch in Fischerles Einkauf seiner neuen Garderobe schwingt sozusagen jüdische Selbstironie mit.

Bei der Probe schrumpfte der Buckel ein. Erst traute der Kleine dem Spiegel nicht und fuhr hin, um zu sehen, ob er flach war. ... ‚Das ist erst die Probe. Bis abends ist er weg‘, sagte Fischerle und strich sich über den Buckel. (Blendung S. 383, 384).

Canetti selbst schreibt: „Fischerle ist eine sehr jüdische Figur ...“ (Aufzeichnungen 1973-1984, S 111), womit Canetti natürlich die Figur als Ganzes meinte, was aber jüdischen Humor und Witz einschließt.

Auf Kiens grotesk-komische Erlebnisse insbesondere mit Fischerle gehe ich nicht ein. Das bedürfte einer größeren wissenschaftlichen Analyse im Rahmen einer Gesamtinterpretation. Ich möchte nur noch zwei markante Beispiele erwähnen. Zur Erinnerung: Kien rettet Bücher, indem er vor dem Auktionshaus Theresianum mit hohen Geldbeträgen Menschen wegschickt, damit sie nicht ihre Bücher versetzen. Fischerle will in dieses Geschäft einsteigen und ihm sein ganzes Geld nach und nach abnehmen. Um seine Betrugerei durchführen zu können, redet er Kien ein, dass der Beamte, der die Schätzung in der Buchabteilung besorgt, ein Schwein ist. Usw.

„Haben Sie den Bauch geseh'n?“ „Ja, aber das Gerücht, das Gerücht!“ „Ist Ihnen am Bauch nichts aufgefallen?“ „Nein!“ „Es gibt Leute, die sagen, der Bauch hat Ecken.“ „Was soll das heißen?“ Kiens Stimme bebte. Etwas nie Erhörtes bereitete sich vor. „Man sagt – ich muss Sie stützen, sonst geschieht ein Unglück -, man sagt, er ist von den Büchern so dick.“ „Er ...“ „Frißt Bücher!“ (Blendung S. 261).

Mit jüdischem Kopf und jüdischem Witz überlistet Fischerle Kien, weil er es auf Kiens Geld abgesehen hat. Er will nach Amerika, um dort Schachweltmeister zu werden. Für Kien, der sich als Bücherretter mit Christus verwandt fühlt, ist das Bücher fressende Schwein ein derartiger Schock, dass er schreiend zu Boden fällt und Fischerle mitreißt, der aus Rache weiterredet:

... Dreck hat er gesagt, für Bücher sagt er immer Dreck, zum Fressen ist ihm der Dreck gut genug. ...“ (Blendung S. 261).

Fischerle versteht sich auf Gemeinheiten, worin er durch den Umgang mit dem Gesindel in der Spelunke Übung hat, und hat scharfsinnig erfasst, womit er Kien, der schon ziemlich dem Wahn verfallen ist, am meisten

treffen kann. Er hat erkannt, dass Kien verrückt ist und kommt so auf die absurd-komische Idee des Bücherfressens.

Fischerles Betrug besteht darin, dass er billige Bücher um zwei Schilling kauft, Pakete macht und seine vier „Angestellten“ aus der Spelunke zum Theresianum schickt, wo Kien tatsächlich die „Buchpakete“ mit einigen hundert Schillingen auslöst. Einmal will Kien plötzlich kein Geld geben. Kien ist über einen Mann wütend, der an ihm vorbei gehastet ist, weshalb ihn Kien verdächtigte, pornographische Bücher versetzen zu wollen. Danach kommt einer von Fischerles „Angestellten“ und fordert für sein Bücherpaket Geld. Kien erkennt ihn, weil er schon am Tag zuvor da war. Aus Zorn über den Vorigen verweigert er das Geld. (S. 291, 292). Der „Angestellte“ kommt mit leeren Händen zu Fischerle. Verärgert über diesen „Verdienstentgang“, von dem er fürchtet, dass er in die Hände der Polizei geraten ist, - woran natürlich Kien schuld ist - humpelt Fischerle durch die Stadt, sieht eine Tafel eines Frauenarztes, darunter die eines Spezialisten für Nervenkrankheiten und erinnert sich an Kiens Bruder, der vom Frauenarzt zum Psychiater gewechselt hat und in Paris lebt, wie ihm Kien erzählt hat. Den Zettel mit der Adresse findet er in seiner Rocktasche. Aus Rache will er dem berühmten Professor einen Brief schreiben, den er mit „Fischerle, Schachweltmeister“ unterschreiben könnte. Schließlich entschließt er sich zu einem Telegramm.

... ein echtes Telegramm aufzugeben, das hat er sich sein Lebtag schon gewünscht. (S 364).

Auf das erste Formular schreibt er: „Bruder meschugge. Ein Freund des Hauses.“ Ob meschugge auf den Psychiater Eindruck macht? Auf das zweite Formular schreibt er: „Bruder total meschugge“. Auf das dritte: „Bin total meschugge“.

Er liest es und ist begeistert. Wenn ein Mensch das von sich selbst schreibt, muss man es ihm glauben, denn wer schreibt das von sich selbst? Er unterzeichnet ‚Dein Bruder‘ und läuft mit dem gelungenen Wisch zum Schalter. (S 365).

Dazu muss man wissen, dass das Wort „meschugge“ vor dem zweiten Weltkrieg so zum Wiener Wortschatz gehörte wie jedes andere Wort. Ähnlich wie „Palawatsch“ oder „pomali“ aus dem Tschechischen. „Bist du meschugge?“ aber auch „der ist total meschugge“ oder „mach mich nicht meschugge“ oder auch „du machst mich völlig meschugge“ vielleicht auch „ich bin schon total meschugge“ waren geläufige Redewendungen. Fischerles Einfall war genial. Er ist ja auch selbst von seinem Telegramm begeistert. Dazu hat er guten Grund. Mit dem Telegramm hat Fischerle Kiens seelischen Zustand vollkommen richtig erfasst, was einerseits in seiner Sprache ausgedrückt komisch ist. Andererseits auch durch die unerwartete Unterschrift komisch wirkt. Fast wie ein jüdischer Witz. Text und Unterschrift sind eine Art Inkongruenz. Obwohl es durchaus Wahnsinnige gibt, die sich ihres Wahnsinns bewusst sind. Kien hätte also tatsächlich seinem Bruder telegrafieren können. Nur eben nicht in dieser Form.

3. Helmut Qualtinger und Carl Merz „Der Herr Karl“

Für die Wiener und Wienerinnen meiner Generation war „Der Herr Karl“ so Bestandteil des Lebens wie in den 80er Jahren einige Werke von Thomas Bernhard. Die Erstausstrahlung 1961 ist schon lange her und die Aufregung längst verflossen. So hoffe ich, Leser meiner Generation nicht zu langweilen und bei Jüngeren nicht nur Interesse für diesen Typ zu wecken, sondern auch das Satirische dieses Monologs ihnen sichtbar zu machen.

Da sich „Der Herr Karl“ wesentlich von den anderen Beispielen unterscheidet, muss ich doch entgegen meiner Ankündigung in diesem Fall eine Klassifizierung vornehmen, indem ich den „Herrn Karl“ der Satire zuschreibe. Die Satire nimmt Anstoß an vermeintlichen oder tatsächlichen Missständen, indem sie durch ins Komische gehende Stilisierung und Fiktionalisierung ästhetisiert.¹⁶ Karl Kraus schreibt: „Der Satiriker gestalte die angegriffenen realen Personen wie literarische Figuren, hinter denen weniger die gemeinten Menschen wiedererkannt, als Typen durchschaut werden können, ... „¹⁷

Der „Herr Karl“ ist die Personifikation des primitiven, blöden, gemeinen, aber vor allem opportunistischen Wieners der Nachkriegszeit, eines Gesinnungslumpen, der sich immer bedenkenlos der gerade bestehenden politischen Lage anpasst. (Sozialdemokrat, Illegaler, Austrofaschist, Nazi bei der NSV, Einschmeichler bei den Russen, dann bei den Amerikanern, Jubelnder über den Staatsvertrag). Prototyp des Wiener Hausmeisters. Ihre lebenden Pendanten hassten Qualtinger dafür inbrünstig, umso mehr wurde er aber von Wenigen beklatscht und bewundert. „Der Herr Karl“ ist im Gegensatz zu den Figuren in den anderen Beispielen völlig realistisch, von der Wirklichkeit gleichsam abgeschrieben. Nichts ist absurd trotz mancher Selbstwidersprüche. Der Herr Karl wird durch komprimiertes Aneinanderreihen seiner schlechten Eigenschaften vorgeführt. Damit erzielt Qualtinger den Eindruck, dass der Mann ausschließlich aus diesen Eigenschaften besteht. Und das wirkt durch Komprimieren und Weglassen komisch.

¹⁶ Sie Uwe Wirth (Hs.), Komik, Ein interdisziplinäres Handbuch, 2017, S 22.

¹⁷ Zitiert nach Wirth, S 22.

Und dann is das historische Jahr sechsundzwanzig gekommen mit den Brand vom Justizpalast. Sechsundzwanzig war es ... des waaß i ganz genau. Da is a Onkel von mir g'storben ... er hat mir eh nix hinterlassen ... und da war des mit dem Palast ... siebenundzwanzig war's. Und da san s' also marschirt ... I waaß ja net genau, w a s los war ... es war jedenfalls a Feuer ... a Mordsfeuer war ... a schöner Brand ... I hab ja an sich Feuer gern. Mir san alle hing'rennt und ham g'schaut ... I siech gern Feuer ... Wann I a Feuer siech und hör „tatü“, renn I hin. I hab des gern, wann so de Leit umananderstehn ... und in die Flammen starren ... ein Naturschauspiel ... Auch Unfälle. Wann wo an Unfall is ... und de Leit ... da hör I scho: „Heerst, da pickt ana, da liegt ana ...“ da renn I hin ... glei bin i dort. (Qualtinger S 293)¹⁸

Das ist der sprichwörtlich sensationslüsterne Hausmeister, der nichts versteht, sondern nur darauf aus ist, dass was los ist. Seit alle Haushalte einen Fernseher haben, ist dieser Menschenschlag in dieser Form verschwunden. Das Fernsehen hat damals auf der Straße, beim Greißler und im Wirtshaus an der Ecke stattgefunden. Dieser Menschenschlag ist natürlich nicht ausgestorben. Man denke an die Gaffer bei Unfällen auf der Autobahn, die alles fotografieren müssen und die Einsatzkräfte behindern. Es ist dieselbe Mentalität wie die des Herrn Karl, der einfach geil auf Brände und Unfälle ist. Die Penetranz und die unbefangene Selbstverständlichkeit seiner blöden Primitivität sind komisch.

Unsere Polizisten san aa scho da g'standen, mit die Hakenkreuzbinden ... es war furchtbar ... das Verbrechen, wie man diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt hat ... Der Führer hat geführt. Aber a Persönlichkeit war er ... vielleicht ein Dämon ... aber man hat Größe

¹⁸ Qualtinger's beste Satiren. Vom Travnicek zum Herrn Karl, Hs. Brigitte Erbacher, 1973.

gespürt

.....

So bin I Illegaler worn ... I man, I war scho ... des wissen S' no gar net ... Illegal Des war damals jeder in Österreich ... Illegal ... des war so wie heit, wann ma bei aner Partei is ... Bei uns im Gemeindebau alle ... mir warn eh alle bis Vieradreißg ... dann warn mir illegal Des war ja alles ganz anders ... da war a Jud im Gemeindebau, a gewisser Tennenbaum ... sonst a netter Mensch ... da ham s' so Sachen gegen de Nazi g'schrieben g'habt auf de Trottoir... und der Tennenbaum hat des aufwischen müssennet er allan ... de anderen Juden eh aa ... hab i ihm hing'führt, dass ers aufwischt Und der Hausmaster hat zuag'schaut und hat g'lacht ... er war immer bei aner Hetz dabei ... (Qualtinger, S 301, 302)

Das ist der angepasste Gesinnungslump, der zumindest so viel versteht, dass früher irgendetwas unrecht war und das Unrecht zynisch zu verteidigen versucht und bagatellisiert („er war immer bei aner Hetz dabei“), was damals allerdings in allen Gesellschaftsschichten gang und gäbe war. Was ist aber daran komisch? So manchem kommt vielleicht das Kotzen, wenn er den Herrn Karl so reden hört. Und in der Tat ist er zum Kotzen, aber gerade seine unverhohlenen Gedanken durch das nackte Zitat ausgedrückt, pointiert die bösen Gedanken und diese werden so zur Satire. Und genau deshalb, weil er zum Kotzen ist, war die Aufregung nach der ersten Fernsehstrahlung enorm. Man konnte nicht, wollte nicht das Satirische sehen. Kaum jemand konnte, wollte über sich lachen, weil alles nicht wahr sei, weil die Wiener nicht so seien und auch nicht so waren. Noch 1995 behauptete Hugo Portisch in „Österreich II“, dass die Wiener nicht so waren wie der Herr Karl.

Aber auch diese Lebensgemeinschaft war nicht von Dauer. Sie is leidend geworden ... ins Spital hat s'müaßn ... Hab i g'sagt: Du mußst einsehen –

jetzt muaß i weg. I maan – i hab eh mei' Arbeitslosen g'spart g'habt de ganze Zeit. Hat s' g'fragt: Besuchst mi amal im Spital? Hab i g'sagt: I waaß net. Mei' Gemeindebauwohnung hab i ja net aufgeben. I bin ja net teppert. (Qualtinger, S 309).

Es stellt sich natürlich die Frage, ob dieser Zynismus noch lustig ist. Es ist die blanke Gemeinheit, die aber durch die Ausdrucksweise des Herrn Karl komisch wirkt: „I hab eh mei Arbeitslosen g'spart“. „Mei Gemeindewohnung hab i ja net aufgeben. I bin ja net teppert.“ Man stelle sich diese Passage auf Hochdeutsch vor. Dann ist sie nur gemein. Das Wienerische kann zwar durchaus grob sein und dennoch gleichzeitig witzig-komisch.

Der Monolog ist gespickt mit typischen teils gemein-zynischen teils legeren Wiener Eigenschaften im Altwiener Slang: „I maan scho: I wasch mi. I hab z'haus a Waschbecken, aber das genügt mir eigentlich.“ (S 295). „I maan, I bin ja katholisch. Net sehr. Aber doch. Wia's halt bei uns is.“ (S 296). „Scheen is s' net, aber eigentlich no a ganz a fesche Frau ... I maan, stattlich ...“ (S 297). „... er war immer bei aner Hetz dabei“. „... na bitte, jetzt is er bees.“ (S 302). Man wäscht sich ein bisschen, man ist ein bisschen katholisch, die Frau ist nicht schön, aber doch noch ein bisschen brauchbar, das Wichtigste ist „a Hetz“, auch wenn sie die größte Niedertracht ist und wenn halt einmal einer böse ist, kann man auch nichts machen. So sind die Wiener und die Wienerin, wobei sich eben auch der Charakter durch den Dialekt ausdrückt.

4. Auswirkungen auf mein eigenes Werk

Karl Valentins Werk habe ich erst in den 70er Jahren kennengelernt, als ich in München studierte. Ich fand und finde seine Sketche großartig. Sie haben aber in meinen Texten keine unmittelbaren Spuren hinterlassen. .

Ebenso Ionescos absurdes Theater, obwohl ich, wie eingangs erwähnt, von seinen Stücken fasziniert war. Indirekt haben aber beide Autoren insofern eine Wirkung auf mich, als in ihren Werken das Absurd-Komische eine wesentliche Rolle spielt. Anders verhält es sich mit der „Blendung“ und dem „Herrn Karl“, die mich vor allem auch sprachlich beeinflusst haben.

Ungefähr mit 20 Jahren bin ich auf „Die Blendung“ gestoßen, die damals kaum jemand kannte. Ich war schwer beeindruckt und begeistert und bin bis heute von ihr beeinflusst. Insbesondere was die Sprechweise seiner Figuren betrifft. Canetti prägte den Begriff „akustische Maske“. „Canetti bezeichnet mit diesem Begriff die Erkenntnis, dass jede Person ‚eine ganz eigentümliche Art des Sprechens an sich hat‘. Die präzise Nachgestaltung dieser Sprachaura erzeugt die unverwechselbare Physiognomie von Canettis Figuren.“¹⁹

Auch der „Herr Karl“ war ein Idol meiner Jugend. Ich war 16, als 1961 die Schallplatte erschien, die ich in jeder freien Minute hörte, bis ich sie mehr oder weniger auswendig konnte und bei der ich mich immer wieder von neuem schiefachte. Auch hier ist es die Sprechweise, bzw. das verdichtete „Abschreiben“ der Wirklichkeit, was mich faszinierte und beeinflusste.

Auch für mich ist es sehr wichtig, was die Leute denken und wie sie es ausdrücken. Insofern kam mir „Die Blendung“ sehr entgegen und hat mich stark beeinflusst. Ebenso „Der Herr Karl“, zumal es damals von „Herrn Karls“ in Wien wimmelte und man dem realen Gegenstück auf Schritt und Tritt begegnete.

¹⁹ Manfred Durzak, Gespräche über den Roman, 1976, S 116.

Zwei Beispiel aus meinem ersten Buch „Bist du wahnsinnig geworden?“²⁰
Es ist die Geschichte meiner Kindheit im Wien der 50er Jahre.

Teekessel gibt es auch mehrere; einen ganz alten, voll mit Kesselstein, den kann man noch für irgendetwas verwenden; aber auch einen ganz neuen im Wäschekasten, wenn einmal jemand auf Besuch kommt; nicht, dass das ein besonders schöner oder guter Teekessel wär und deshalb im Kasten versteckt werden muss; der ist genauso wie die anderen, nur halt neu. Besen und Schaufelr gibt es auch bessere und schlechtere. Die Bedienerin darf nur den kaputten Besen verwenden, den neuen verwendet die Frau Doktor, und auch nur ganz selten. Der Bedienerin kann man doch nicht den neuen Besen geben; den macht die doch gleich kaputt; die soll nur den alten nehmen, der hat sowieso schon fast keine Borsten mehr. (S 54,55).

Das ist die Welt der Mutter („Frau Doktor“ und Psychoanalytikerin), einer Frau voller Eigenheiten und Widersprüche. Auch sie wie die Figuren der „Blendung“ voller fixer Ideen, allerdings nicht ins extrem Wahnhafte gehend. Diese fixen Ideen treten durch Verkürzen und Nebeneinanderstellen erst deutlich zutage und wirken so komisch/grotesk.

Heut war einer da, dem steht die Impotenz im Gesicht geschrieben; no, gesagt hat er nichts; der war so diskret; heutzutage wedeln doch die Leut schon, wenn's bei der Tür reinkommen, mit der Impotenz; aber sie weiß das; man sieht's ihm ja an. ... Der Kleine hat erzählt, er hat jetzt eine Freundin; das glaub ich nicht, ha, ha. ... Der Kunz ist eigentlich ein

²⁰ Claudia Erdheim, Bist du wahnsinnig geworden? Wien 1984 und 2018.

Warmer. Wieso, der ist doch verheiratet und hat Kinder? Sie sieht das aber. Dem sind eben beide Flügel des Eros gewachsen. (S 34, 35).

Hier wird der Monolog der Mutter durch Weglassen komprimiert und verdichtet, wodurch ein komischer Effekt erzielt wird, wobei auch die Mutter selbst witzig erzählt: „heutzutage wedeln die Leut schon, wenn’s bei der Tür reinkommen mit der Impotenz.“ Oder „Dem sind eben beide Flügel des Eros gewachsen.“ Zum anderen schwingt auch eine gewisse Selbstironie über ihren Größenwahn mit: „sie weiß das“, „das glaub ich nicht“.

„Karlis Ferien“²¹ ist ein innerer Monolog eines in den 1980er- Jahren allein reisenden Mannes mittleren Alters, eines Universitätsgelehrten, der seine Ferien in Südfrankreich verbringt und von einem Sternerestaurant zum anderen fährt. Die Geschichte ist allein schon deshalb komisch, weil ein Gelehrter seine Ferien damit verbringt, allein von einem Restaurant zum anderen zu fahren. Natürlich ist auch die Konzentration der Restaurantbesuche komisch, die man ähnlich wie eine Kulturreise sehen kann. Statt Museum Sternerestaurant. Dabei ist der Monolog voller Selbstironie.

Er ist schon sehr aufgeregt. In Frankreich war er noch nie in einem Dreisternerrestaurant. Morgen wirft er noch schnell einen Blick ins Straßburger Münster; vielleicht schaut er auch noch einmal ins Dommuseum; ... Er kennt ja Straßburg schon. Er macht ja Ferien. ... Sein Vortrag war eh einer der besten. ... Wieland, Haeberlin, Bocuse, Aristipp und einige seiner Zeitgenossen; ... eigentlich sind die Rehnüßchen auch schon fad und immer die Gemüsehaufeln daneben. Die Antrittsvorlesung

²¹ Claudia Erdheim, Karlis Ferien, Erzählungen, 1994.

könnte er doch über Flußkrebse bei Fontane halten. ... Mit seinen dicken, kurzen Beinen watschelt er von einem Restaurant zum anderen. So genau nimmt er es auch nicht mehr mit den Kunstschatzen wie als junger Student. Trotzdem ist die Reise wohlüberlegt. Schwerpunkt Lyon. Da gibt es die meisten Sternerestaurants von ganz Frankreich. Daheim hat er schon gründliche Studien betrieben. (S 9).

Wie geht's weiter? Noch einmal Avignon? Da gibt es den Hily. Immerhin zwei Sterne. Den Papstpalast kann er sich bei der Gelegenheit auch noch einmal anschauen. Und dann Lyon. Einmal beim Bocuse gespeist haben. Einmal muss er das erleben. ... wenn er beim Bocuse keinen Tisch mehr kriegt, war die ganze Reise umsonst. Andere Leute fahren zu den Wagnerfestspielen nach Bayreuth. Schon in seiner Schulzeit ist er heimlich ins Restaurant gegangen vom Taschengeld. ... Wenn man was dazulernen will, dann muss man auch die großen Kreationen probieren. Er liest eh die Kochbücher wie eine Partitur. (S 14).

Der Gelehrte betreibt eine Reise durch Sternerestaurants genauso wie eine Kunstreise bzw. genauso akribisch und ehrgeizig wie seine wissenschaftliche Arbeit. Er bereitet sich gründlich vor. Rastlos werden die besten Restaurants aufgesucht, wie etwa bei einem Besuch in Rom oder Florenz nach gründlicher Vorbereitung alle Sehenswürdigkeiten abgeklappert werden müssen. Das Essenerlebnis ist also einerseits ein Kunsterlebnis und wird andererseits mit einer Streberei betrieben, wie man sie von Leuten kennt, die eine Universitätskarriere anstreben. Die Gründlichkeit und Besessenheit, mit der er isst und Restaurants besucht, ist durch die ungewöhnliche Übertreibung an sich schon komisch, bekommt aber durch die Parallelisierung mit einer Gelehrtenkarriere – also sozusagen Essen als Streberei (zehn Tage in Sternerestaurants essen und dazu beste Weine trinken, ist höchst anstrengend) - noch eine

besonders komische Note. Zumal sich Gelehrte oft nichts aus gutem Essen machen (siehe Peter Kien, der nicht einmal wusste, was er isst). Einem Gelehrten würde natürlich eine Bildungsreise anstehen, weshalb er zu seiner Rechtfertigung ironischerweise die Sternerestaurants mit großer Kunst vergleicht, dem Papstpalast oder den Bayreuther Festspielen. Gewiss sind Sterneköche Künstler, sie aber mit dem Papstpalast oder den Bayreuther Festspielen zu vergleichen ist derart übertrieben, dass es komisch ist. Übertreibung (jeden Tag ein Sternerestaurant) und der ungewöhnliche Vergleich sind komisch.

Noch ein Beispiel aus „Ein böses Spiel“.²² Jessie's Vater, genannt Keto, hatte ein Häuschen (eine Art Datscha) in der Slowakei. Es ist drei Jahre her, dass er dort gestorben ist.

Im Häuschen sind noch Ketos Sachen. Kleider, Schuhe usw. Und die Urne. Eigentlich darf man die Asche aus der Urne nicht verstreuen. Das macht Jessie große Sorgen. Die Urne muss man beseitigen. Sie will nicht mehr ins Häuschen fahren, sie will da nicht mehr hin. Das hält sie nicht aus. Alles muss weg, dann kann das Häuschen geputzt und verkauft werden. Wie wird man die Urne los? Auf der Urne steht Ketos Name. Man kann sie nicht einfach wegschmeißen. Sophie kann ja einmal jemanden mit einem Auto fragen, ob sie zusammen hinfahren können und alles entsorgen. Der Werner will 300€ für diese Unternehmung. Das ist einfach zu viel. Ja, aber die Entsorgung der Urne! Wo tut man die hin? Das kostet deshalb auch nicht 300 €. Sophie spricht mit der Myriam. Sie macht es um 200€. Das übernimmt eh Sophie. Sie schaffen das schon. Das Häuschen schaut aus. Drei Jahre war da niemand mehr. Am Eingang alles überwuchert. Im Entree lauter tote Insekten. Alles eher grauslich. Die

²² Claudia Erdheim, Ein böses Spiel. Erzählung, Würzburg 2020.

Myriam graust sich eh so leicht. Sie findet die Urne am Dachboden. Der Name geht eh ganz leicht weg. Kann man wegkratzen. Sie schaut aus wie ein Blumentopf. Kann man in den Hausmüll schmeißen. Myriam hat eine Stirntaschenlampe umgebunden. Schaut komisch aus. Die Myriam zerschneidet die Urne noch mit der Gartenschere. Das ist komisch. Die Myriam lacht auch. Sie hat auch Sinn für Komisches. Sophie macht ein Foto. Könnte man Jessie schicken. Aber da kriegt sie sicher einen Koller. (S 130, 131)

Hier steht zweifellos schwarzer Humor im Vordergrund. Eine Urne mit einem Blumentopf zu vergleichen, den man in den Hausmüll werfen kann, empfinden manche vielleicht als gemüts- und pietätlos, vielleicht auch als makaber. Der Vergleich ist grotesk-komisch. Eine Urne muss auf einem Urnenfriedhof begraben werden und darf schon gar nicht in den Hausmüll geworfen werden. Das Beerdigungsritual, das ja in allen Kulturen und Religionen hochgehalten wird, wird praktisch mit Füßen getreten. Aber grotesk-komisch, indem die Urne mit einer Gartenschere zerschnitten wird und anschließend im Hausmüll landet. Und schließlich hat auch Myriam die Idee, der Tochter das Foto zu schicken, etwas Makabres und einen Hauch von belustigter Gemeinheit. Der schwarze Humor hat bekanntlich Wiener Tradition. (H.C. Artmann, Gerhard Rühm usw.)

III. Schlussbemerkung

Anhand von einigen speziellen sehr subjektiv ausgewählten Beispielen wollte ich zeigen, wie Komik entsteht bzw. wodurch sie bewirkt wird. Dabei ist es klar, dass das Empfinden von Komik oft sehr subjektiv ist. Die beiden zentralen Fragen, warum empfindet jemand etwas als komisch und jemand anderer nicht und die Frage nach der Kreativität, bleiben nach wie vor unbeantwortet. Man kann darüber psychologisieren: Abwehr von Leid, das einem widerfahren ist. Eine gängige Meinung ist es, dass der jüdische

Witz seine Wurzeln im Leid hat, das dem Volk über Jahrhunderte widerfahren ist. Aber auch umgekehrt, wird gesagt, dass das, was einem widerfahren ist, zu schlimm ist, um lachen zu können. Man spricht auch von Britischem und Wiener Humor. Wenn es auch so ist, was sind ihre Wurzeln und worin unterscheiden sie sich? Mir kommen alle Psychologismen und sozio-kulturellen Betrachtungen unbefriedigend vor. Zumindest aber hoffe ich, durch Hinweis auf Beispiele aus dem Alltag und der Literatur, Komisches sichtbar und nachvollziehbar gemacht zu haben.

Claudia Erdheim, www.erdheim.at, 6.3.21